

Der Tod gehört zum Leben

Über das Sterben spricht man nicht gern. Der Studiengang Perimortale Wissenschaften beschäftigt sich mit dem Lebensende und wie man am besten damit umgeht. Drei Studierende im Gespräch

Von Bettina Dostal

Aniko Ligeti schreibt gerade an ihrer Masterarbeit. Es geht um den Wandel in der Sterbebegleitung. Sie hat mit Menschen kurz vor ihrem Tod gesprochen, welche Bedürfnisse sie haben, wie man besser helfen könnte. Sie schließt damit ihr Studium der Perimortalen Wissenschaften an der Universität Regensburg ab. Sterben und Trauer sind die Themen, die sie gerade in ihrem Leben begleiten und beschäftigen. Hauptberuflich arbeitet sie als Seelsorgerin am Uniklinikum.

Die 50-Jährige hat bereits ein Studium der Sozialen Arbeit absolviert. Sie hat als freiberufliche Journalistin gearbeitet und in einem Senioren- und Pflegeheim. Sie ist erfahren im Umgang mit Menschen, „aber wenn ich im Krankenhaus am Bett eines todkranken Menschen sitze, da hat mir der theologische Aspekt gefehlt“, sagt sie.

Christliche Nächstenliebe, wenn sie sich hilflos fühlt

Das Wissen aus ihrem Studium helfe ihr, „wenn Patienten mit der Frage ringen, warum Gott ihnen dieses Leid antue“. In vielen Gesprächen mit ihren Kommilitonen hat sie sich mit den Themen Tod und Trauer auseinandergesetzt. Es sei



Aniko Ligeti.

Fotos: Bettina Dostal



Viele Menschen setzen sich mit der Endlichkeit des Lebens nicht auseinander und sterben unvorbereitet.

Foto: Arne Dedert/dpa

die christliche Nächstenliebe, die ihr helfe, schwierige Situationen auszuhalten. Momente, in denen sie sich hilflos fühlt. „Dann ist Gott immer dabei, das hilft mir“, sagt sie.

Aniko Ligeti wird gerufen, wenn Patienten schwer krank sind, in einer Krisensituation oder kurz vor einer größeren Operation. Sie weiß dann den Namen und die Zimmernummer, mehr nicht. Wenn sie die Tür öffnet, versucht sie erst einmal, „die Situation wahrzunehmen“. Ob der Mensch mit ihr sprechen möchte. „Ich treffe die Patienten ja immer in einem vulnerablen Kontext an“, sagt sie. Wenn jemand nicht sprechen möchte, dann sei sie einfach da. Neulich sei ein Mann sehr abweisend gewesen. Sie habe trotzdem so lange still neben seinem Bett gesessen, bis er zur Operation abgeholt wurde. „Da hat er sich bei mir bedankt.“ Für sie sind Patientenbesuche „schöne, innige, wertvolle

Momente“, aus denen sie gestärkt herausgehe. Dass sie parallel zu ihrem Beruf studieren konnte, verdanke sie den Kollegen, sagt Aniko Ligeti. Die seien ihr bei der Einteilung der Schichten sehr entgegengekommen. Jetzt möchte sie noch promovieren, um das Thema ihrer Masterarbeit weiter zu vertiefen. „Das sei so wichtig“, sagt sie, „mit Menschen kurz vor ihrem Tod zu sprechen und die Aussagen zu dokumentieren“. Denn wenn jemand gestorben sei, sei dieses Wissen nicht mehr vorhanden.

Orientierung in einer vielfältigen Gesellschaft

Seit sie sich so intensiv mit dem Thema Tod beschäftigt, lebe sie viel intensiver. Ihre Berufung erfüllt sie.

Uwe Schmitz-Gielsdorf ist mitendrin im Studium. Er möchte sich neu orientieren. Er lebt in Euskir-

chen in Nordrhein-Westfalen und kommt einmal in der Woche nach Regensburg zu den Blockveranstaltungen. Der 67-Jährige hatte ein vielfältiges Berufsleben.

Als studierter Jurist und Betriebswirt hat er viel für Institutionen im kulturellen Bereich gearbeitet und auch am Theater inszeniert und Regie geführt. Er sieht einen großen Bedarf an Menschen, die im Trauerfall Angehörigen zur Seite stehen. Vor allem, weil die Gesellschaft immer vielfältiger werde. Er sei im richtigen Alter, und in der passenden Lebenssituation, Menschen bei einem Todesfall Rat und Unterstützung zu geben. Eine Trauerrede zu schreiben, oder ihnen zu helfen, selbst eine zu verfassen.

Es sei gut, sich mit dem Sterbeprozess auseinanderzusetzen. Zu wissen, welche Möglichkeiten es in der Palliativmedizin gebe. Aber auch die religiösen Hintergründe

hätten ihn interessiert. Es gebe eine große Offenheit gegenüber allen Religionen.

Anna Meister hat ihre Masterarbeit gerade abgegeben. Die 31-Jährige hat einen Bachelorabschluss im dualen Studiengang Pflege und hat in diesem Beruf an einer großen Klinik gearbeitet. „Es ist ein Fakt“, sagt sie, „dass im klinischen Alltag das Leben endlich ist“. Aber die Menschen würden sich nicht damit auseinandersetzen. „Viele sterben unvorbereitet“, sagt Anna Meister, „dann ist das Ende nicht schön“. Zufällig hat sie von dem Studiengang erfahren und hat sich beworben. Ihr Praktikum hat sie bei der Koordinierungsstelle für Hospiz- und Palliativversorgung in Deutschland gemacht. Darüber hat sie eine Stelle als Referentin für E-Learning beim Bundesverband Kinderhospiz bekommen. Sie schult jetzt online Menschen, die in einem Kinderhospiz arbeiten.

Das Studium sieht sie als einen „bunten Strauß an Möglichkeiten“, aus dem man sich herausuchen könne, was einen interessiert. Sie selbst möchte sich eher mit der Zeit vor dem Tod beschäftigen. Viele Menschen würden über das Sterben nicht sprechen. Viele seien erwachsen, bevor sie den ersten Todesfall in der Familie haben. In einer anonymen Welt, in der man seinen Nachbarn nicht mehr kenne, müsse man sich wieder bewusstwerden, dass das Leben endlich sei.



Anna Meister.

Interdisziplinär reflektieren

Sophie Matt ist die Studienkoordinatorin und wissenschaftliche Mitarbeiterin von Professor Rupert Scheule, der den Studiengang Perimortale Wissenschaften 2020/2021 an der Universität Regensburg aufgebaut hat. Sie hat Lehramt Realschule studiert und den Masterstudiengang Perimortale Wissenschaften abgeschlossen. Aktuell promoviert sie auch in diesem Fach im Bereich Medienethik.

Rund 30 Studierende beginnen jeden Herbst mit dem interdisziplinären Studiengang. Die Fächer Recht, Medizin, Theologie, Philosophie, psychologische Aspekte und die Trauerbegleitung würden in Vorlesungen und Seminaren vermittelt, erklärt Sophie Matt im Gespräch. Es gebe Exkursionen zu Friedhöfen, dem Krematorium oder zum Bundesausbildungszentrum für Bestatter. Ein Praktikum mit mindestens 220 Stunden absolvieren die Studierenden im Krankenhaus, im Hospiz, bei einem Bestatter oder in der Seelsorge.

Vier Semester dauert der Masterstudiengang. Voraussetzung seien ein abgeschlossenes Bachelor-, Diplom oder Magisterstudium. Und die Bereitschaft, sich mit dem Thema Tod auseinanderzusetzen zu wollen. „Es geht viel um persönliche Reflektion“, sagt Sophie Matt. „Es gibt viele Gespräche zwischen den Studierenden.“ Die erarbeiteten Thesen werden in Essays formuliert.

Die Studierenden kommen aus ganz verschiedenen Bereichen.

„Manche sind Juristen oder Mediziner“, sagt Matt, „oder kommen aus der Sozialen Arbeit“. Andere möchten sich aus persönlichen Gründen mit dem Thema Tod auseinandersetzen. Das Altersspektrum liege deshalb auch zwischen 20 und 70 Jahren. „Die Teilnehmer sind in ganz verschiedenen Lebensphasen“, erklärt die 27-Jährige. Nach dem Studium gehen viele wieder zurück in ihren Beruf und vertiefen dort die Themen Tod und Trauer. So habe zum Beispiel jemand, der in der Drogenberatung arbeite, gelernt, bei einem Todesfall die Trauerbegleitung für die Angehörigen zu übernehmen.

Erwünscht sei auch die Gründung von Start-ups mit völlig neuen Angeboten zum Thema Tod und Sterben. So könne sie sich ein Trauerberatungsnetzwerk vorstellen, das online Fragen von Angehörigen beantwortet. (bd)



Sophie Matt.

Foto: Bettina Dostal

Sterben und Trauer in der Gesellschaft

Professor Rupert Scheule hat den Studiengang „Perimortale Wissenschaften“ gegründet. Er ist Ordinarius für Moralthologie an der Universität Regensburg und Diakon. Als Wissenschaftler habe er interdisziplinär die Leerstellen füllen wollen, die bei der Auseinandersetzung mit dem Thema Tod deutlich wird.

Es gebe zwar gute historische Forschung, seit 2500 Jahren beschäftige man sich mit der Philosophie des Todes, aber als Thema interdisziplinären Forschens sei der Tod bisher kaum präsent gewesen. In der Praxis habe er beobachtet, dass das Sterben meist kein punktuell Thema sei. Für viele Angehörige sei der Tod nicht das schlimmste Abschiedserlebnis, sondern die Jahre davor, die von Krankheit geprägt sein können. In dieser Zeit fänden die eigentlichen Verarbeitungsprozesse statt.

Das interkulturelle Wissen mobilisieren

Mit dem Studiengang möchte der Theologe den Studierenden die Möglichkeit geben, das dichte Leben rund um den Tod zu reflektieren. „Eine Traueransprache ist ungleich besser, wenn der Redner auch den Lebenden gesehen hat.“

Die katholische Theologie spiele insofern eine Rolle, als die Fakultät den Studiengang organisiere. Es sei aber auch die Übernahme von



Professor Rupert Scheule. Foto: privat

kirchlichen Ritualen im Trauerprozess allgegenwärtig, auch wenn das nicht gleich spürbar sei. Der Studiengang biete Bildungsangebote aus der Theologie, „ob jemand gläubig ist, oder nicht“. Es werde für das Studium kein Glaubenshintergrund vorausgesetzt. Vielmehr wolle er das interkulturelle Wissen mobilisieren, „dann kann sich jeder selbst dazu verhalten“.

Zahl der Menschen, die sterben, verdoppelt sich

Menschen, die bei einem Todesfall professionelle Hilfe leisten, werden künftig vermehrt gebraucht, sagt Rupert Scheule. In den nächsten 20 Jahren werde sich die Zahl der Menschen, die pro 1000 Einwohner im Jahr sterben von der-

zeit zwölf je nach Region auf 24 verdoppeln. Die Studienabsolventen würden sich größtenteils beruflich qualifizieren. In ihrem Bereich mehr Expertise gewinnen, oder mit einer ganz neuen Idee ein Unternehmen gründen. Manche möchten sich persönlich mit dem Thema auseinandersetzen.

Wie Menschen ihre Angehörigen bestatten, habe sich in den letzten Jahren gewandelt. Es gebe einerseits eine Tendenz „zur Internetbestattung für 649 Euro“. Die Menschen wollten die Bestattung schnell hinter sich bringen und wieder zum Alltag zurückkehren. Auf der anderen Seite würden Beisetzungen persönlicher. „Der Trauerbombast aus dem 19. Jahrhundert“ verliere an Schwere. Es gehe mehr hin zum Familienfest, bei dem auch der Dank eine größere Rolle spiele. Die Angehörigen möchten sich mehr beteiligen an der Beisetzung. Gerne würde die Familie über den Verstorbenen sprechen, auch in der Kirche. Es sei ihnen wichtig, selber Teil der Rituale zu sein. Seit der Corona-Pandemie gebe es auch mehr Bestattungen, die digital übertragen würden. Da könnten dann Menschen, die weiter weg leben, beteiligt sein.

Rupert Scheule weist auch auf die Bewegung „Death Positive Movement“ aus Kalifornien hin, bei der die Menschen dem Tod mit mehr Neugierde und Lebendigkeit begegnen. (bd)